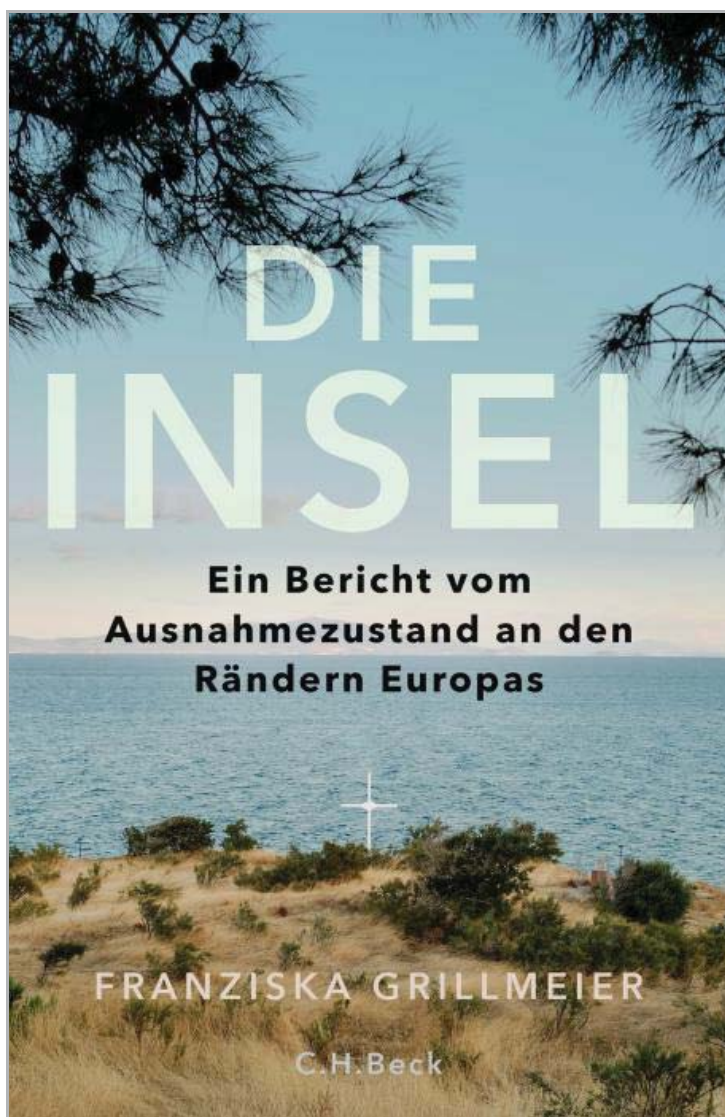


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Franziska Grillmeier**

**Die Insel**

Ein Bericht vom Ausnahmezustand an den  
Rändern Europas

2023. 220 S., mit 1 Karte

ISBN 978-3-406-79938-9

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/34619111>

© Verlag C.H.Beck oHG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Franziska Grillmeier

# Die Insel

*Ein Bericht vom Ausnahmezustand  
an den Rändern Europas*

C.H.Beck

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2023

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz: Gesetzt aus der Apollo und der Avenir

bei Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79938 9



klimaneutral produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

# Inhalt

Prolog . . . . .	9
I Der orchestrierte Ausnahmezustand . . . . .	19
Mutter und Sohn 19 – Der erste Regen 30 – Die mächtigste Frau von Moria 33 – Eisenhüttenstadt 36 – Eine Liebesgeschichte 41 – Vorläufige Freiheit 45	
II Das lange Jahr . . . . .	49
Proteste 49 – Spritze im Krankenhaus 58 – Außer Kontrolle 65 – Isolation 72 – Abbas 78 – Die letzte Tankstelle 84 – Das Feuer 96	
III Die neue Sicherheit . . . . .	107
Die Räumung 107 – Chronisten ihrer eigenen Geschichte 113 – Schlimmer als das Meer 121 – Die Brandstifter 128 – Fabiola und Khaled 136 – Grenztechnik, Geld und Yasmin 139 – Der Anwalt 143 – Polen und Belarus 149 – Geschlossen-Geöffnet 155 – Inselpsychiatrie 160	
IV Das Echo der Insel . . . . .	167
Bhasan Char 167 – Zurück auf der Insel 174 – Jedes Kuvert ein Leben 176 – Nüsse und Öl 183 – Krieg in der Ukraine 186 – Petras Großmutter 193 – Gräber 197	
Epilog . . . . .	209
Dank . . . . .	218
Textnachweise . . . . .	219

# Prolog

Den runden Holztisch in der Küche wollte ich am ersten Tag loswerden. Ein Bein war zu kurz und rutschte immer wieder von dem notdürftig daruntergeklemmten Zettel, der anschließend wie ein gepfählter Staubfänger unter den Kühschrank schoss. Nach jedem Frühstück verfangen sich die Brotkrümel in den tiefen Rillen auf der Oberfläche, so präzise und unangenehm wie auf dem Klettverschluss einer Sofaritze. Trotz hartnäckiger Putzversuche blieb er aus unerfindlichen Gründen stets klebrig, sodass jeder, der Arme und Ellenbogen auf ihm aufstützte, ein paar Unterarmhärchen opferte.

«Macht es Ihnen was aus, wenn ich ein paar Interessierten am Nachmittag die Wohnung zeige?», fragte mich die Vermieterin nach der ersten Woche. Ich nahm meine Notizen und mein Handtuch und ging durch den Pinienwald hinunter zur Küste. Erst zum zweiten Mal war ich für eine etwas längere Recherchereise auf die Insel gekommen. Ein Vormittag voller Gespräche und Begegnungen lag hinter mir. Drei Tage später war mein Notizbuch gefüllt und die kleine Wohnung weiterhin unvermietet. Nachdem auch das vierte Paar nach der Besichtigung abgesagt hatte, blieb ich am Küchentisch sitzen. Einen Monat später gab ich in München zwei Umzugskisten auf. Ihr Ziel: die Hafenstadt Mytilini auf Lesbos.

Anfangs hatte ich noch gedacht, es würde sich nicht lohnen, für die kurze Zeit einen neuen Tisch anzuschaffen. Einen Winter würde er schon noch durchhalten. Er hielt fünf weitere Winter lang. Heute klebt der alte Holztisch noch immer an jedem Ellbogen fest. Und die kleine Wohnung, die ich im Spätsommer 2018 für zwei Wochen auf der Insel gemietet hatte, ist zu meinem temporären Zuhause geworden. Doch anders als Tausende Menschen, die in den letzten Jahren über das Meer auf die Insel flohen, hatte ich meine Heimat dafür nicht verlassen müssen. Ich hatte wählen können – und mich entschieden, auf der Insel zu bleiben.

Es war eine Zeit, in der die internationalen Medien von den ankommenden Menschen kaum noch Notiz nahmen. Moria war zu einem Baustein der europäischen Abschreckungsarchitektur geworden. Die EU-Türkei-Erklärung vom März 2016 hatte Lesbos zu einer Pufferzone vor Europa werden lassen, in der Menschen fortan festgehalten wurden, bis ihre Asylanträge wieder in den Schleifen der Bürokratie auftauchten. Das konnte Jahre dauern.

Die eigens auferlegte Rechtsstaatlichkeit und die völkerrechtliche Idee der Schutzverantwortung wurden in Moria auf die brutalste Weise ausgehebelt. Der humanitäre Ausnahmezustand, der nach 2015 zunehmend zu einer orchestrierten Unterkunftskrise wurde, diente immer mehr dazu, möglichst viele Menschen von der Flucht nach Europa abzuschrecken.

\*

Das erste Mal kam ich im Herbst 2017 auf die Insel, um meine Freundin Armita zu besuchen. Sie hatte ihren Job in einem fensterlosen Büro in London hingeschmissen und war aus unserer WG ausgezogen, um in Moria als Übersetzerin und Sozialarbeiterin zu arbeiten. Im Camp lebten damals etwa 6000 Menschen auf einem ehemaligen Militärgelände, das 2013 als Abschiebegefängnis und ein Jahr später als Erstaufnahmezentrum für Flüchtende fungierte.

Ursprünglich war Moria als Registrierungslager für 2800 Menschen ausgelegt gewesen. Die Geflüchteten sollten hier nur gemeldet und nach spätestens 30 Tagen weitergeschickt werden: in Richtung Athen oder Thessaloniki, um von dort über den Balkan nach Deutschland, Frankreich oder Schweden weiterzureisen. Nach dem Inkrafttreten der EU-Türkei-Erklärung im März 2016 nahm die Zahl der ankommenden Menschen zwar schlagartig ab, doch alle Geflüchteten, die fortan auf Lesbos ankamen und in Griechenland einen Asylantrag stellten, mussten ihr komplettes Verfahren erstmal in Moria durchlaufen, bevor sie die Insel wieder verlassen durften. Die Erklärung sah unter anderem vor, dass jede Person, deren Asylantrag als unzulässig gewertet wurde, auf Kosten der EU in die Türkei zurückgebracht wurde. Anträge über Anträge stapelten sich daraufhin auf den Schreibtischen der überlasteten griechischen Behörden; die Unterstützung des *Europäischen Unter-*

*stützungsbüros für Asylfragen* (EASO) half da kaum weiter. Bereits im Mai 2016 waren die Hotspot-Lager in Lesbos, Chios und Samos überfüllt. Auf Lesbos etwa saßen die Menschen in den Olivenbaumfeldern rings um Moria buchstäblich in Sommerzelten fest. Niemand hatte die nötige Infrastruktur auf den Inseln geschaffen, damit sie unter würdevollen Bedingungen auf ihren Asylantrag warten konnten.

Da die Zahl der ankommenden Menschen auf den Inseln stark zurückging, kehrten Brüssel, Berlin und die anderen europäischen Regierungen dem Lager in Moria den Rücken zu. Binnen weniger Wochen wurde Moria zum größten Flüchtlager Europas – und damit zu einem Ort, der Tausende Menschen auf der Flucht einer erneuten Traumatisierung aussetzte. Daran konnten in den Folgejahren weder die Zeug:innenberichte der Menschen vor Ort, noch die Mahnungen des Anti-Folter-Komitees des Europarats, der Besuch von Angelina Jolie, unzählige Presseberichte oder eine Rede des Papstes etwas ändern.

Armita hatte mir die Lage vor Ort bereits an einem Januarmorgen 2017, noch lange vor meinem ersten Besuch ein paar Monate später im Herbst, in einem Videotelefonat beispielhaft illustriert. Sie versuchte gerade, einen Jungen aus Afghanistan zu finden, dem sie bei der Vorbereitung für sein Asylinterview unterstützen sollte. «Es ist ja nicht so, dass es hier eine Klingel an den Zelten gibt», sagte sie. «Wenn es überhaupt noch Zelte gibt.»

Durch ihre Kamera waren Dutzende Partywurfzelte zu sehen, die seitlich von Menschenarmen und -beinen ausgebeult und entlang einer kleinen Betonstraße aufgereiht waren. In den umliegenden Olivenbaumfeldern ragten einige Zeltstangen kreuz und quer in die Landschaft, dazwischen lag ein eingebrochenes Zelttuch, das der Schnee unter sich begraben hatte. Einige Bewohner:innen waren unter den Vorstand des Camp-Eingangs gezogen, um hier mit nassen Schuhen und Decken die Nacht zu verbringen. Es schneite nicht oft auf der Insel, doch im Winter liefen die Zelte bei jedem Regenschauer wie Spülwannen voll. Auch gegen die Kälte hatte das Camp-Management drei Winter in Folge nichts unternommen. Mit fatalen Folgen: Erst eine Woche vor unserem Telefonat waren drei Männer an drei unterschiedlichen Tagen in ihren Zelten nicht mehr aufgewacht. Die griechischen Behörden gingen davon aus, dass sie an einer Kohlenstoffmonoxid-Vergiftung gestorben waren, nachdem sie versucht hatten, ihre Klamotten im Zelt

mit Feuerkohle zu trocknen. Für ihren Tod wurde auch zehn Monate später niemand zur Rechenschaft gezogen, ihre Todesursache wurde nie ganz aufgeklärt.

«Wie kann das sein?», fragte Armita. «In jeder anderen europäischen Stadt bringt man Menschen bei einem Sturm innerhalb von einer Stunde in einer warmen Turnhalle unter. Hier schafft es die EU seit drei Wintern nicht.»

\*

Als ich mir ein halbes Jahr später selbst ein Bild von der Lage vor Ort machen wollte, klopfte mir Armita nach meiner Ankunft auf der kurzen Taxifahrt vom Flughafen aufgeregt aufs Knie. Endlich saßen wir wieder jenseits des Telefon-Displays nebeneinander, und wir hatten uns viel zu erzählen. Noch vom dunklen Flugzeugfenster aus hatte ich die feinen Umrisse der Insel erkannt, die wie ein grünes Platanenblatt aussah und sich mit runden Fingern ins Meer zu krallen schien. Der Flughafen war einer der schönsten, die ich seit langem gesehen hatte. Er war sehr ruhig und lag direkt an der Küste; neben einer kleinen, weißen Kapelle beugten sich die Trauerweiden ins Wasser.

Nach nur wenigen Minuten im Taxi tauchte vor der Ampel ein Hundrudel neben unseren Autofenstern auf. Bei jeder neuen Anfahrt versuchten sie, in die Autoreifen zu beißen. Armita klopfte ans Fenster. «Das machen sie normalerweise nicht», sagte sie entschuldigend, als hätte sie die Kontrolle über ihre eigenen Haustiere verloren. Wir stemmten uns etwas angespannt in die Sitze, weil wir jederzeit damit rechneten, gleich Zeuginnen eines oder mehrerer eingequetschter Hundebaine unter dem Auto zu werden. Neben unserem Taxi zwängten sich zwei Motorräder durch den Verkehr, dann bog auch noch ein Bus auf unsere Spur ab. Die Ruhe des Anflugs war verflogen.

An einer Ampel am Sappho-Platz, dem Hauptplatz von Mytilini, drehten die Hunde endlich ab, weil sie von einem anderen Rudel abgelenkt wurden, und Armita und ich ließen uns erleichtert auf die Rückbank sinken. «Willkommen», sagte sie. Doch auch in den folgenden Tagen, als ich zusammen mit Vincent Haiges, einem befreundeten Fotografen, zu Recherchezwecken mit dem Bus zum Lager fuhr oder auf dem Rücksitz eines Mopeds saß, hörte ich immer wieder ein leises Bellen



und schaute auf die Straße hinunter. Ein Reflex, dem ich noch Jahre später auf der Insel nachgab. Das Bellen verschwand niemals ganz, auch wenn die Hunde schon lange nicht mehr zu sehen waren.

Nachdem wir meine Tasche in Armitas Wohnung gebracht hatten, machten wir uns auf den Weg zu einer kleinen Bar jenseits der Hafenspromenade, um in Ruhe miteinander zu sprechen. Als wir in eine Seitenstraße einbogen, die zum Hauptplatz führte, sahen wir schon von weitem etwa ein Dutzend Schlafsäcke neben einer Bushaltestelle liegen. «Ich wusste nicht, dass sie schon hier sind», sagte Armita leise. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sie sich unauffällig den Lippenstift an ihrem Schal abwischte. Auf dem Platz erhob sich eine Frau von ihrer rosa Isomatte, streckte ihre Knie durch und schüttelte eine Stoffdecke aus. Neben ihr flatterte ein Leinentuch im Wind, das an einen Holzrahmen getackert war. «Öffnet die Inseln», stand darauf.

Hinter den Frauen am Hafenplatz stolperten vier Mädchen in Cocktailkleidern aus der «Monkey Bar». An eine Hauswand gelehnt, zogen zwei von ihnen die Strumpfhosen hoch und ihren Lippenstift nach. Eine der Freundinnen zündete die Kerzen auf einer Geburtstagstorte an und begann zu singen. Als das Geburtstagskind lachend aus der Bar wankte, stimmten alle übrigen Gäste in einen Happy-Birthday-Chor ein, der das Knattern der Mopeds übertönte. Armita hatte sich mittlerweile in leisem Flüsterton sprechend neben die auf dem Boden sitzenden afghanischen Frauen gekniet. Einige hatten sich Alufolie um die Füße gewickelt, andere gruben ihren Kopf bei jedem Windstoß so tief in den Schlafsack, als ob sie darin das Tor zu einer anderen Welt finden wollten. Eine der Frauen gähnte und erzitterte anschließend am ganzen Oberkörper. Sie streute sich ein paar Erdnüsse in ihre Hand. Es sollten die letzten für eine Weile sein. Morgen früh wollte sie gemeinsam mit den anderen Frauen in den Hungerstreik treten, um gegen die Zustände im Lager Moria zu demonstrieren und ihre Freilassung auf das Festland zu fordern. «Aber doch nicht bei dem Wind», sagte Armita. Dann korrigierte sie sich. Eigentlich sei es egal, sagte sie, ob die Frauen nun auf dem Hafenplatz im Freien oder im Lager schliefen. Schutzlos sei man an beiden Orten.

Ein paar Tage später lief ich auf dem Weg nach Moria an einem Jungen vorbei, der sich gegen den Lenker seines Fahrrads stemmte. Auf dem Gepäckträger balancierte er zwei dicke Holzbalken. Sie waren so lang wie eine Hausfassade. Seine Fersen rutschten mit jedem Schritt aus den Plastiksandalen. Kurz vor dem Eingang des Lagers brach einer der Balken herunter. Der Junge schob seine dünne Nylonmütze über den Haarschopf und wuchtete das Holz zurück auf den Gepäckträger.

Er musste sich beeilen – in einer Stunde ging die Sonne unter, dann würde der Wind über die Küste rollen und die Kälte mit sich bringen. Ab fünf Uhr nachmittags trieben in Moria kleine Feuerfunken in die Höhe. Die unbeleuchteten Feuerstellen verwandelten die Zeltwände in mannsgroße Schattentheater. Die Feuer waren die wichtigste und oft einzige Wärmequelle für die Menschen im inoffiziellen Teil des Lagers, der sich rund um das Kernlager in die Olivenbaumfelder ausgebreitet hatte. An den Abhängen im Campinneren, das Journalist:innen offiziell nicht betreten durften, reihten sich die Container so eng aneinander wie Würfelzucker in einer Plastikdose, in den engen Zwischenräumen quetschten sich sechsköpfige Familien in Zweimannzelte, andere schliefen auf plattgedrückten Pappbechern auf dem Boden.

Moria war zu diesem Zeitpunkt längst zu einem medialen Ausstellungsraum für die europäische Asyl- und Migrationspolitik geworden. Zu einer Bühne von Rechtsverletzungen, die durchaus fotografiert, ausgestellt und beschrieben werden sollten, damit die Abschreckungsmechanik des Lagers – das gleichzeitig wie eine Insel auf der Insel funktionierte – auch wirklich griff. Die Menschen, die an diesen Schauplätzen lebten, wurden damit unfreiwillig zu Protagonist:innen dieses Spektakels. «Erst werden wir ausgestellt», sagte meine Freundin Fenet Wake, «und wenn das nicht funktioniert, zu Geistern gemacht.» Fenet, die später zu einer meiner engsten Freundinnen auf der Insel wurde, war 2016 hier angekommen und sollte die Genealogie vom Lager als Hotspot bis zur Planung der neuen Hochsicherheitslager auf den Inseln miterleben. Ihre Worte wurden für mich, als Schreibende, zu einer steten Mahnung. Genauso wie die des französisch-karibischen Autors und Politikers Aimé Césaire, der in seinem 1939 veröffentlichten *Notebook of a Return to the Native Land* schrieb:

«Sowohl mein Körper wie auch besonders meine Seele sollen sich verwahren, die sterile Haltung des mit verschränkten Armen dastehenden Betrachters einzunehmen, denn das Leben ist kein Theaterstück

und ein Meer des Leids ist kein Bühnenbild, und ein Mann, der schreit, kein tanzender Bär.» («Beware, my body and my soul, beware above all of crossing your arms and assuming the sterile attitude of the spectator, for life is not a spectacle, a sea of griefs is not a proscenium, and a man who wails is not a dancing bear.»)

Lesvos, das an der engsten Stelle nur sechs Seemeilen von der türkischen Küste entfernt liegt, war schon früher ein Knotenpunkt der Flucht. Viele Inselbewohner:innen waren selbst im dritten Jahr des griechisch-türkischen Krieges 1922 auf Holzbooten auf die dicht bewachsene Olivenbauminsel geflohen, als Smyrna, das heutige Izmir, im September abbrannte. Tausende vertriebene Griech:innen, die zuvor in der Türkei gelebt hatten, kamen damals in Griechenland an. Manche sollen die wenigen Seemeilen bis zum Norden der Insel sogar geschwommen sein, erzählt man sich noch heute. Im Jahr darauf wurden es durch den erzwungen Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei, bis zu 1,5 Millionen Menschen. Der Sommer von 2015, in dem Zehntausende Menschen vornehmlich aus Syrien, Afghanistan und Irak über die Insel nach Europa flohen, markierte also keineswegs den Beginn der Fluchtgeschichte der Insel. Die Insel wurde vielmehr erneut zum Spiegelbild für die Folgen von Flucht und Vertreibung, diesmal vor allem für das Ringen um ein faires Recht auf Asyl und für den Umgang der Europäischen Union mit Flüchtenden.

Schon in den Jahren zuvor waren übrigens immer wieder Flüchtende auf der Insel angekommen. Vor der Errichtung des Fluchtlagers Moria im Jahr 2014 existierte das Lager Pagani am Rande von Mytilini. Eigentlich für 300 Menschen ausgelegt, wurden dort mehr als dreimal so viele flüchtende Menschen monatelang interniert. Nach andauernden Protesten der Lagerbewohner:innen und Kampagnen der internationalen Solidaritätsgemeinde wurde es schließlich geschlossen; der damalige griechische Vizeminister für öffentliche Sicherheit hatte das Lager kurz vor seiner Schließung noch als «Dantes Inferno» bezeichnet. Es sollte nicht das letzte Inferno auf der Insel bleiben.

\*

Knapp 100 Jahre nach der großen Fluchtbewegung von der Türkei nach Griechenland und zwei Jahre nach dem langen Sommer der Migration

saßen wir, in Nylondecken gewickelt, in Armitas Küche. Eine befreundete Anwältin klopfte an der Tür und hinterließ mit ihrem Schirm eine kleine Pfütze am Eingang. «Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass die Leute bei dem Wetter immer noch auf dem Hafensplatz sind», sagte sie. Tatsächlich war eine Woche seit Beginn des Hungerstreiks der afghanischen Frauen vergangen. Bis vor einer halben Stunde habe sie noch mit den Wächtern des Abschiebegefängnisses verhandelt, sagte sie. Die Treppenstufen hatten sie außer Atem gebracht. Sie erzählte von einem Jungen, der sich in seiner Zelle erhängen wollte, nachdem ihm monatelang niemand eine Auskunft gegeben hatte, was mit ihm passieren sollte. Ein Zustand der zermürbenden Ungewissheit, den sie von vielen Menschen kannte. Dabei hatten die wenigsten eine Anwältin wie sie. Zu diesem Zeitpunkt, also Ende 2017, war es noch möglich, Kinder und Jugendliche unter «Schutzhaft» in Zellen auf Polizeistationen und in Abschiebegefängnissen zu verwahren. Diese Praxis wurde erst drei Jahre später, im November 2020, abgeschafft.

Als ich versuchte, die Ereignisse in diesen Tagen aufzuschreiben, rangen die deutschen Redaktionen noch mit der Frage, ob sie ein weiterer Text über Moria interessieren sollte oder nicht. Was hatte sich seit dem letzten Bericht verändert? Die Situation schien festgefahren, und die Lage der Flüchtenden und Inselbewohner:innen vor Ort war für viele auserzählt. Dabei waren der systematische Abbau des Rechts auf Asyl und die Aushöhlung rechtsstaatlicher Strukturen entlang der europäischen Grenzen in vollem Gange.

\*

Als ich ein Jahr später in die kleine Wohnung mit dem alten Holztisch nach Mytilini zog, hatte sich die Situation der Menschen nicht verbessert. Im Gegenteil. Eigentlich hätte sich die Zahl der Flüchtenden, die auf den Ägäischen Inseln festsäßen, bis zum Herbst 2018 halbieren sollen, wie der griechische Migrationsminister Dimitris Vitsas von der damals regierenden Syriza-Partei noch Anfang Juli angekündigt hatte. Doch im Oktober 2018 saßen noch immer mehr als 11 000 geflüchtete Menschen auf Lesbos fest. Der größte Teil in Moria, der Rest in alternativen Unterbringungsmöglichkeiten wie angemieteten Wohnungen in Mytilini, dem Familienlager von Kara Tepe oder dem Solidaritätslager

Pikpa, das schon seit 2012 besonders gefährdeten Menschen einen Zufluchtsort bot.

Auf den Busfahrten hinauf zum Lager beschlich mich regelmäßig das Gefühl, der Landschaft entweiche die Farbe. Kurz vor der Abbiegung zum Lager dünnten die Olivenbäume immer weiter aus, manche waren bis zum Stumpf abgeschlagen. Feuerholz war in den nassen Herbsttagen Mangelware, doch noch immer einfacher zu haben als Elektrizität, die nur im Kern des Lagers einige Stunden am Tag in wackeligen Glühbirnen flimmerte.

Vor dem Lager liefen Dutzende Menschen die Betonmauer entlang. Jeder trug etwas anderes. Feuerholz. Eine Axt. Wasserflaschen. Mülltüten. Eine Bettdecke auf dem Kopf, eine andere unter dem Arm. Manche trugen die eigene Mutter auf dem Rücken, die es allein nicht mehr zur Essensausgabe schaffte, oder telefonierten armeschwingend mit ihrer Familie in der Ferne. Sie alle wichen geschickt dem Abwasserinnal aus, das am Ende der Betonmauer in einen übelriechenden Fäkaliensee mündete.

Nur sehr langsam ging ich die Seitenstraße zu den umliegenden Olivenbaumfeldern hinauf, wo sich der irreguläre Teil des Lagers befand, der ohne Registrierung zugänglich war. Im Inneren boten das griechische Migrationsministerium und das Flüchtlingshilfswerk des UNHCR längst keine Rundgänge für Journalist:innen mehr an. Wir fanden jedoch unseren Weg jenseits des Haupteingangs. Ging man am bewachten Vordereingang des Camps vorbei und die ausbetonierte Straße neben dem Gelände hinauf, kam man an einem der Hintereingänge von Moria vorbei – einem Riesenloch im Zaun. Durch diesen *Backway* wurden Radios, Essen und Klopapier hin- und hergereicht. Auch die Müllabfuhr fuhr hier an manchen Tagen ein und aus – einfach, weil es schneller ging. In den umliegenden Zelten, die schief am Abhang hingen, hatten einige Familien schwarze Drahtwolle in die Löcher im Nylon gestopft. Andere hatten ihre Zelte mit Felsbrocken so tief in der Erde befestigt, dass sie nur mehr hüfthoch über den Boden ragten.

Bei der Wasserstelle, etwa auf halber Höhe des Hügels, wuchs mein Unbehagen. Es war der einzige Ort, an dem sich die Bewohner:innen, die außerhalb des Kernlagers wohnten, in diesen Tagen waschen konnten. Damals teilten sich laut Hilfsorganisationen vor Ort über 80 Menschen eine Dusche, aus der nur kaltes Wasser tröpfelte. Während ich die

Müllsäcke neben dem Waschbecken zählte, um Ordnung in meinen Kopf zu bringen, zupfte ein Junge aus Afghanistan an meiner Hose. «Hast du Zahnpasta?», fragte er auf Englisch und streckte mir seine Zahnbürste hin. Ich schüttelte den Kopf. Mit großer Ernsthaftigkeit ging er zur nächsten Person, als würden wir alle zusammen beim Duschen auf einem Campingplatz anstehen. Ich begriff, dass ich praktisch im Badezimmer dieses Jungen stand, um den herum die Kulisse des gewohnten Lebens in den letzten Jahren immer wieder eingestürzt war. Mir fiel auf, dass es fast unmöglich war, nicht in die Privatsphäre von Menschen einzudringen, ganz einfach deshalb, weil ihnen an diesem Ort keine zuerkannt wurde.

Moria war zu einem überfüllten Freiluftgefängnis geworden und stand symbolisch für das Ende einer europäischen Erzählung, an der viele Flüchtende, die den gefährlichen Fluchtweg überlebt hatten, bis zuletzt festhielten. Dabei wurde Moria nach März 2016 zu einem Ort des Ausgeliefertseins, an dem es nichts Haltbares gab und den es hinsichtlich humanitärer Standards nicht hätte geben dürfen und über den man genau deswegen sprechen musste.

Wem jedoch gehört die Zeugenschaft? «Ist es der Geflüchtete selbst oder sind es diejenigen, die kommen und gehen (können)?» («Is it the refugee herself or those who (are able to) come and go?»), fragt der Schriftsteller Yousif M. Qasmiyeh in *Writing the Camp*. Dieses Buch ist aus der Perspektive einer außenstehenden Beobachterin geschrieben, die aus freien Stücken kommen und gehen konnte. Den Menschen, die aus Moria und entlang der europäischen Grenzen über ihr Leben erzählten, ist es gewidmet.

# I

## Der orchestrierte Ausnahmezustand

### I

#### Mutter und Sohn

Fanny Binder zurrte ihren Parka etwas enger. Die Tür der kleinen Bäckerei am Südstern war leicht angelehnt. Draußen wehte ein kalter Wind. Obwohl das neue Jahr 2022 erst in zwei Tagen beginnen würde, schossen bereits die ersten Feuerwerkskörper in den Berliner Himmel. Fast hätte ich Fanny mit ihrem grauen Bob nicht mehr wiedererkannt. Vor drei Jahren hatte sie noch lange rote Haare gehabt, die sich bei jedem Windstoß wie fliegende Geschenkbänder um ihre Schultern legten. Da lebte sie auch noch nicht in einer Mietwohnung in Friedrichshain, sondern in einem kleinen Haus mit Garten in Irland. Als ihr Sohn Seán verhaftet wurde, schien ihr Leben von einem auf den anderen Tag die Richtung gewechselt zu haben. Danach war nichts mehr wie zuvor.

Fanny biss in ein veganes Nusshörnchen. «Manchmal frage ich mich, was gewesen wäre, wenn wir die ganze Sache damals nicht an die große Glocke gehängt hätten», sagte sie. Der Puderzucker rieselte, gleichmäßig wie in einer Schneekugel, auf den Bistrotisch. Neben uns machte ein älterer Herr Kniebeugen an der Theke, um sich beim Warten aufzuwärmen.

Die Gerichtsverhandlung am 18. November 2021 hatte ich aus der Ferne verfolgt, da ich zu diesem Zeitpunkt verreist war. Viele Journalist:innen waren zum Gerichtsgebäude gekommen. Der griechische Ex-Finanzminister Yannis Varoufakis erklärte in der gleichen Woche vor dem griechischen Parlament, der Prozess habe das Land international in

Verruf gebracht. Bei Nieselregen betrat Seán Binder das Gerichtsgebäude, um es kurz danach wieder zu verlassen. Die Journalist:innen mussten vor der Tür warten. Wie so oft in den vergangenen Jahren wurde aufgrund der Pandemiebestimmungen keine Presse im Gerichtssaal zugelassen. Nach kurzer Zeit war klar: Das Verfahren wurde vertagt. Die Staatsanwaltschaft sei nicht ausreichend vorbereitet gewesen und hatte den Fall vor das falsche Gericht gebracht, das sich nicht für zuständig erklärte. Es fehlte an Unterlagen, falsche Adressen zirkulierten, ja im Grunde war das ganze Verfahren fehlerhaft. Seáns Mutter Fanny wusste, wie dünn die Beweislage der Behörden tatsächlich war. Sie wählte sich auf einer Theaterbühne, auf der alle ihren Text vergessen hatten: «Es war so absurd, als würde jemand auf den Regisseur warten, der gleich reinkommt und sagt: ‹Leute, so geht das nicht. Wir müssen nochmal von vorne beginnen.›» Doch niemand kam.

\*

Bei unserem ersten Treffen vor drei Jahren hatte für Fanny eine neue Zeitrechnung begonnen, die mit dem Gefühl verbunden war, sich in Europa nicht mehr sicher zu fühlen. An einem frühen Morgen kreisten die Spatzen so schnell um die Olivenbäume auf der Verkehrsinsel vor der Polizeistation, als würden sie die Mofas überholen wollen, die mit ausgeleiertem Auspuff an uns vorbeiratterten. «Guten Morgen, Sonnenschein», rief Claudia Drost, die neben mir am Kiosk bei der Polizeistation in Mytilini stand. Claudia war in einer ähnlichen Situation wie Fanny. Sie wollte ihre beste Freundin Sarah Mardini besuchen. Beide, Seán und Sarah, waren am 21. August 2018 auf der Insel verhaftet worden. Die Vorwürfe: Menschenschmuggel, Bereicherung durch Spenden, Geldwäsche, Spionage, Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung.

Fanny stemmte ein Sixpack Wasserflaschen auf ihr Knie, um kurz zu verschlafen. Die Polizeistation lag auf einem kleinen Hügel am Stadtrand. Unweit davon hatte sich Fanny vor wenigen Tagen eine Wohnung gemietet. «Eigentlich dachte ich, ich komme mal zum Urlaub hierher», brüllte sie gegen den Verkehrslärm an. «Und stattdessen ...» Sie deutete lachend auf eine Tüte mit Klopapier, die sie bei sich trug. Zwei Wochen war es nun her, dass die griechische Polizei ihren Sohn Seán verhaftet



hatte – etwa zu dem Zeitpunkt, als ich mich entschlossen hatte, auf die Insel zu ziehen, und zwei Umzugskisten über den Tresen einer Postfiliale in München schob.

Claudia hatte ich dagegen schon bei meinem ersten Besuch auf der Insel kennengelernt. Schon damals arbeitete die schlagfertige Friesländerin als humanitäre Helferin bei einer niederländischen Organisation. Sie gab Yogakurse für alleinstehende Frauen, begleitete Familien, die neu auf der Insel ankamen, zur medizinischen Erstversorgung und tanzte mit geflüchteten Frauen gegen die lähmende Lethargie im Camp an. Sarah, einen halben Kopf kleiner als Claudia, habe ihrer Freundin das Prinzip ihrer Arbeitsteilung auf besondere Weise erklärt: Sie, Claudia, sei dafür zuständig, die Herzen der Menschen zu retten, während Sarah selbst für die Boote zuständig sei. Tagsüber arbeitete Sarahardini als Übersetzerin für Patient:innen der Tagesklinik der Hilfsorganisation *ECRI*, abends half sie am Strand bei der Erstversorgung der Insassen ankommender Schlauchboote. Zusammen mit ihren Kolleg:innen, darunter auch Seán, wickelte sie die Ankommenden in Decken, klebte Pflaster auf aufgeschürfte Knie und brachte die Menschen in enger Abstimmung mit der griechischen Küstenwache und dem Flüchtlingshilfswerk des UNHCR in das Registrierungszelt nach Moria.

Nach ihrer Schicht kam Sarah oft noch mitten in der Nacht in nassen Klamotten bei Claudia vorbei. Obwohl sie tagsüber all die Not gesehen hatte, riss sie auch vor dem Schlafengehen noch Witze, erzählte mir Claudia an diesem Vormittag vor der Polizeistation. «Richtig niedergeschmettert habe ich sie eigentlich nie gesehen», ergänzte sie. Weil niemand aus Sarahs Familie auf die Insel kommen konnte, war Claudia in dieser Zeit die Einzige, die ihre Freundin auf der Polizeiwache besuchte. Sie scherzte mit den Wächtern und rauchte mit dem Polizeichef Zigaretten. Zur Begrüßung der Wachleute hielt sie gewöhnlich nur eine Flasche Wasser oder frische Unterwäsche in die Luft, woraufhin diese sie meist lachend durchwinkten.

An den Besuchertagen durfte sie sich nur für einige Minuten vor die Gitterstäbe von Sarahs Zelle setzen. In der kurzen Besuchszeit redeten die beiden Freundinnen über all die Dinge, die sie sonst in den Mittagspausen im Camp besprochen hätten. Dort hatten sie sich zwei Jahre zuvor kennengelernt.

«Kann Seán eigentlich duschen?», fragte Claudia und zündete sich

eine neue Menthol-Zigarette an. «Alle zwei Tage», antwortete Fanny. Mir fiel ihr irischer Akzent auf. Da hatte ich noch keine Ahnung, dass Fanny eigentlich im Schwarzwald aufgewachsen war und Deutsch sprach. «Ja, Sarah auch», antwortete Claudia, «aber es gibt für alle viel zu wenig Wasser.» Während Seán im Männertrakt mit etwa 20 anderen Inhaftierten ausharrte, teilte sich Sarah mit drei weiteren Frauen eine Zelle. Fanny und Claudia trafen sich in dieser Zeit fast täglich, sprachen mit Anwält:innen und Journalist:innen weltweit und versuchten zu verstehen, wie es überhaupt zu diesen Verhaftungen hatte kommen können, die damals alle noch für ein Missverständnis hielten, das sich schnell aufklären lassen musste.

«Noch vor einer Woche habe ich zu Hause Unkraut aus dem Garten gezupft», sagte Fanny kopfschüttelnd. Sie schulterte die Tüte mit dem Klopapier und machte sich auf den Weg zum Eingang. «Und ich stand mit Sarah am Flughafen», ergänzte Claudia. Fanny winkte uns zu und verschwand hinter einem kleinen Wachhäuschen.

Es sei sechs Uhr morgens gewesen, erzählte Claudia, als sie Sarah noch ein letztes Mal umarmt habe. Ihre Freundin hielt ihr Ticket schon in der Hand. Gleich sollte ihr Flug nach Berlin gehen. Nach neun Monaten als humanitäre Helferin auf der Insel wollte Sarah ihr Studium wieder aufnehmen, in ihr altes Leben in Deutschland zurückkehren. Doch am Flughafen schaffte sie es nicht einmal mehr bis zur Sicherheitskontrolle. Drei Polizisten in Zivil traten auf sie zu und forderten sie auf mitzukommen. Sarah konnte Claudia gerade noch die Transportbox mit ihrer Katze Rosa übergeben. «Dreimal am Tag füttern», sagte sie nur, als wäre der Stoffwechsel ihrer Katze das Einzige, was ihre Gedanken in dieser Minute fixieren konnte. Danach wurde sie von den Polizisten abgeführt. Man brachte sie in einem Auto mit verdunkelten Scheiben zur Polizeistation, in der sie vorübergehend inhaftiert wurde. Aufgrund der schweren Vorwürfe der Staatsanwaltschaft standen 25 Jahre Haft im Raum.

Claudia blieb an diesem Morgen allein am Flughafen zurück, mit Sarahs Gepäck und der Katze Rosa. Noch immer spürte sie die letzte Nacht in den Knochen – Sarahs Abschiedsparty hatte lang gedauert. Bei der Festnahme musste es sich um eine Routineschikane handeln, dachte Claudia, eine Sache, die schnell aufgeklärt werden würde. Sie kannte Sarah wie niemand sonst auf der Insel und hätte gewusst, wenn etwas Außergewöhnliches passiert wäre in den letzten Monaten. «Die Polizisten

sagten, Sarah könne am nächsten Morgen auf Kosten der griechischen Regierung weiterfliegen, falls alles in Ordnung sei», erzählte sie später.

Doch Sarah kam an diesem 21. August 2018 nicht frei. Auch dann nicht, als ihr Kollege Seán Binder auf die Polizeistation eilte, um das vermeintliche Missverständnis aufzuklären. Statt irgendetwas für seine Kollegin ausrichten zu können, wurde nun auch er verhaftet.

Seán war ebenfalls Ersthelfer bei Such- und Rettungsaktionen der Hilfsorganisation *Emergency Response Center International* (ERCI). Insgesamt wurden über 20 weitere humanitäre Helfer:innen angeklagt. Doch bis dato waren nur Sarah und Seán verhaftet worden. Die internationalen Medien reagierten schnell auf die Vorkommnisse.

Noch vor zwei Jahren hatte Sarah im Alter von 21 Jahren auf der glitzernden Bühne der Bambi-Verleihung in Berlin gestanden, um zusammen mit ihrer Schwester Yusra in der Kategorie «Stille Helden» geehrt zu werden. Yusra und sie waren beide professionelle Schwimmerinnen in ihrer Heimatstadt Damaskus gewesen und hatten vor ihrer Flucht nach Europa mit dem syrischen Nationalteam trainiert. Der syrische Bürgerkrieg hatte ihr Haus zerstört, ihre Trainingshalle war in sich zusammengefallen. Anschließend entschlossen sie sich, gemeinsam zu fliehen. Auf der Überfahrt von der türkischen Küste zur Insel Lesbos fiel der Motor ihres Schlauchboots aus. Daraufhin ließen sich die Schwestern ins Wasser gleiten und zogen das Boot zusammen mit weiteren 18 Menschen schwimmend hinter sich her. Über dreieinhalb Stunden. Bis sie die Lichter der Insel sahen.

Als die Schwestern Mardini im Herbst 2015 schließlich nach einer wochenlangen Reise in Berlin ankamen, erlangte ihre Rettungsaktion international Aufmerksamkeit. Im darauffolgenden Jahr wurden sie in Abendrobe auf einer Berliner Theaterbühne mit Standing Ovationen für ihren Mut gefeiert, und Sarahs Schwester Yusra nahm als Schwimmerin mit einem Flüchtlingsteam an den Olympischen Spielen in Rio teil.

Bereits ein halbes Jahr nach ihrer Flucht kehrte Sarah nach Lesbos zurück, um den Menschen zu helfen, die nach wie vor auf der Insel ankamen. Dort lernte sie Seán kennen, der ebenfalls am Strand in der Erstversorgung der Geflüchteten arbeitete. Oft waren sie zusammen unterwegs.

An einem Vormittag im Februar 2018 gerieten Sarah und Seán zum ersten Mal in eine Polizeikontrolle. Sie fuhren mit dem Auto nach Mo-

ria. Bei der Fahrzeugkontrolle fanden die Polizisten ein zweites, militärisches Kennzeichen unter dem griechischen Nummernschild. Sie beschlagnahmten Handys und Laptops der beiden und nahmen sie mit auf die Polizeistation. Seán und Sarah hatten das Auto weder gekauft noch angemeldet – Seán war lediglich der Fahrer. Die Verantwortung für das Auto lag bei Panos Moraitis, dem Gründer ihrer Hilfsorganisation. Nach 48 Stunden kamen die beiden damals wieder frei. In den folgenden Monaten hörten weder die Führung des *ERCI* noch Seán oder Sarah etwas von den Behörden.

Nach der späteren Verhaftung der beiden nannten die Ermittler in einem ungewöhnlich langen Statement schließlich folgenden Grund: Die Verdächtigen, zu denen auch Panos Moraitis zählte, hätten sich mit verschlüsselten WhatsApp-Nachrichten über die Migrationsrouten im Mittelmeer verständigt und den Funkverkehr der Küstenwache abgehört, um Menschen illegal nach Griechenland zu bringen.

Mehrere Wochen nachdem Sarah und Seán verhaftet worden waren, erreichte ich Moraitis am Telefon. In wenigen Stunden würde er sich selbst der Polizei stellen. Der Druck auf ihn war immer größer geworden, nachdem Sarah und Seán schon seit drei Wochen im Gefängnis saßen. Moraitis sagte, dass seine Organisation von Anfang an mit der Küstenwache und der europäischen Grenzbehörde *Frontex* zusammengearbeitet hätte. Die griechische Polizei habe lediglich «zufällige Ereignisse» miteinander verknüpft und daraus «unhaltbare Schlüsse» gezogen. Er sehe keine Schuld bei der Organisation.

Als Fanny von der Verhaftung ihres Sohnes hörte, rannte sie sofort aus dem Naturkostladen, in dem sie im irischen Cork arbeitete, und buchte einen Flug auf die Insel. Anfangs hielt sie die ganze Sache noch für einen Irrtum, der schnell aufgeklärt werden könne. Als sie Seán zum zweiten Mal auf der Polizeistation besuchte, sagte der seiner Mutter, sie solle sich keine Sorgen machen und dürfe ihr Leben in Irland keinesfalls aufgeben. Fanny nickte – und lief trotzdem jeden Tag aufs Neue den Hügel zur Polizeistation hoch. Ihr Leben war nun in Besuchertage geordnet: Montag, Mittwoch, Freitag. In den Tagen dazwischen ging sie einkaufen: Wasser, Sweatshirts und eine Packung Toast. Am Wochenende blieb sie meistens in der Wohnung.

An den Besuchertagen sprachen Mutter und Sohn durch das dreckige Plastikglas im Besucherraum auf der Polizeistation über alles, außer

das Gefühl, nicht zu wissen, wie lange das alles dauern würde. Von einer Woche bis hin zu eineinhalb Jahren schien alles möglich. 18 Monate durften sie Seán höchstens in Haft behalten, hieß es. Seine Anwälte, Freunde und andere humanitäre Helfer:innen auf der Insel waren sich einig: Der Fall von Seán und Sarah war ein weiterer Schauprozess zur Kriminalisierung freiwilliger Helfer:innen, wie sie im vergangenen Jahr auch schon in Italien oder auf Malta geführt worden waren.

Die Vorstellung, dass Seán über 25 Jahre Haft drohen könnten, schnürte Fanny nach dem Aufwachen immer wieder die Luft ab. Manchmal fühlte sie sich wie gelähmt. Nach ein paar Tagen verlor Seán erstmals die Fassung. Warum sie ihn hier so lange festhielten, fragte er aufgebracht, sie müssten doch jetzt begriffen haben, dass er nichts verbrochen hatte. «Zu dem Zeitpunkt hat seine Welt einen Riss bekommen», sagte Fanny. «Wenn er wirklich etwas Verbotenes angestellt hätte, könnte man wenigstens sagen: <War gut gemeint, ging aber nach hinten los.> Aber jetzt sitzt er im Gefängnis, weil er anderen Menschen geholfen hat.»

Meistens unterhielten sich die beiden auf Schwäbisch, damit keiner ihre sarkastischen Witze verstehen konnte (zum Beispiel diskutierten sie scherzeshalber, was sie denn mit den vielen Millionen anstellen könnten, die Seán vermeintlich gewaschen hatte) – und weil sie der vertraute Dialekt hoffen ließ, dass alles schon irgendwie gut werde. Bislang war jedenfalls immer alles gut geworden, auch wenn es nicht immer leicht gewesen war.

Seán war Fannys einziges Kind. Als sie schwanger wurde, war sie noch in der Ausbildung zur Stahlgraveurin in Pforzheim. Ihr Freund war als Geflüchteter aus Vietnam nach Deutschland gekommen. Sie trennten sich kurz vor Seáns Geburt. Die Mutter zog ihren Sohn allein groß. Es gab Zeiten, in denen sie nicht wusste, wie sie am Monatsende den Kühlschrank füllen sollte. «Irgendwie ging's», sagte Fanny und fügte einen Satz hinzu, den sie noch öfter in den nächsten Monaten sagen würde: «Wir hatten immer Glück.»

Im März 2018, also ein paar Monate vor der Verhaftung, hatte Fanny ihren Sohn zum ersten Mal auf der Insel besucht. Er wollte ihr zeigen, wie er an diesem Ort lebte, den sie nur aus den Schlagzeilen kannte. «Ich dachte, er schläft über seiner Müslischüssel ein, so müde war er», sagte Fanny. Als er verhaftet wurde, war Seán bereits seit einem Jahr als

freiwilliger Helfer auf Lesbos unterwegs. Nach dem Masterstudium der Internationalen Beziehungen in London wollte er Erfahrungen im humanitären Bereich sammeln. Er hatte sich deshalb entschlossen, als freiwilliger Rettungsschwimmer auf Lesbos auszuhelfen. Schwimmen konnte er schließlich. Und immerhin kamen hier nach wie vor bis zu 200 Menschen wöchentlich in Schlauchbooten oder kleinen Fischerbooten an.

Neben der griechischen Küstenwache und der EU-Grenzschutzagentur *Frontex* brauchte es die humanitären Eigeninitiativen – wie die des *ERCI* –, die Erste Hilfe an den Küsten leisten konnten. In dieser Zeit arbeiteten die zivilen Helfer:innen noch mit der Küstenwache zusammen. Die Hilfsorganisationen trafen sich etwa alle zwei Wochen mit dem UNHCR und der Küstenwache im Norden der Insel, um die aktuelle Lage zu besprechen. Seán war einer von vielen Freiwilligen, die versuchten, die Lücken im Versorgungssystem zu schließen. In Griechenland war die humanitäre Krise an den Küsten drei Jahre nach dem Höhepunkt des «langen Sommers der Migration» von 2015, ein Begriff den der Kulturanthropologe Bernd Kasperek prägte, längst zu einer Organisationskrise geworden. Einige der Geflüchteten warteten seit mehr als zwei Jahren auf die Entscheidung, ob sie auf das griechische Festland weiterreisen durften. Die Sparmaßnahmen infolge der europäischen Staatsschuldenkrise hätten zu drastischen Kürzungen im öffentlichen Dienst geführt, begründete das griechische Migrationsministerium die lange Verfahrensdauer.

Bald gerieten immer häufiger private Helfer:innen ins Fadenkreuz der Behörden. Der Vorwurf: Sie würden den Flüchtenden die Überfahrt nach Europa erleichtern. Sechs Monate vor Sarah Mardinis und Seán Binders Verhaftung standen drei spanische Feuerwehrleute wegen Menschenschmuggels in Lesbos vor Gericht. Sie hatten als Seenotretter gearbeitet. Auch in anderen europäischen Staaten wurden immer mehr private Seenotrettungsschiffe festgesetzt. Der Vorwurf lautete stets, es würde gemeinsame Sache mit einem Schleppernetzwerk gemacht oder es fehle eine gültige Lizenz.

Laut dem Flüchtlingshilfswerk des UNHCR ertrank im ersten Halbjahr 2018 einer von 19 geflüchteten Menschen auf dem Mittelmeer. Ein halbes Jahr später war es schon einer von sieben Geflüchteten, die sich in Libyen in ein Boot setzten. Trotzdem entzogen die europäischen Mit-

gliedstaaten immer mehr privaten Rettungsschiffen auf dem Mittelmeer die Flagge – und an Land entstanden in der Türkei und in Libyen isolierte Orte, an denen die Menschen im Verborgenen verschwanden und, im Fall der libyschen Lager, systematisch misshandelt wurden. Die Frage, die in den Feuilletons noch moralisch verhandelt wurde, war in der Praxis längst beantwortet worden: Die Europäischen Mitgliedstaaten ließen Flüchtende lieber auf gefährlichen Fluchtrouten zurück, als ihnen das Recht auf einen Asylantrag zu gewähren.

Man schloss Abkommen, in deren Konsequenz flüchtende Menschen erst gar nicht mehr in den Schlauchbooten auf dem Meer landen sollten: Die libysche Küstenwache etwa hatte fortan die Aufgabe, das Mittelmeer abzuriegeln, Flüchtende auf den Schlauchbooten abzufangen und in Aufnahmelager in Libyen zu bringen – in jene Lager, aus denen zu dieser Zeit immer mehr Bilder und Zeugenberichte auftauchten, die Unterernährung, sexuellen Missbrauch und systematische Folter dokumentierten. Das veröffentlichte Bildmaterial war jedoch nicht in erster Linie Beweismaterial von groben Menschenrechtsverbrechen: Es sollte die Flüchtenden auch vor dem Versuch der weiteren Überfahrt in Richtung Italien abschrecken. Seit 2017 hat Rom 32,6 Millionen Euro zur Unterstützung einer von Stammesmilizen kontrollierten libyschen Küstenwache bereitgestellt.

Auch Griechenland und die Türkei schlossen ein Abkommen, um die Anzahl der Ankünfte über die östliche Mittelmeerroute zu reduzieren. Ziel der EU-Türkei-Erklärung ist es bis heute, flüchtende Menschen an der europäischen Außengrenze zu stoppen. Die EU zahlte sechs Milliarden Euro, und die Türkei verpflichtete sich im Gegenzug dazu, die eigene Grenze besser zu sichern und von Griechenland abgelehnte Asylbewerber:innen zurückzunehmen. In die Türkei wurden in den ersten drei Jahren nach der Erklärung aber nur etwa 1800 Menschen zurückgeführt. Die Ägäischen Inseln entwickelten sich in der Zwischenzeit zu immer größeren Stoppschildern für flüchtende Menschen, praktisch direkt auf der europäischen Grenze. Und Moria wurde zu einem von neun europäischen Hotspots in Griechenland und Italien ernannt.

Die Dublin-Regelung sah vor, dass die Asylanträge der Ankommenden auf der Insel gestellt werden mussten. Innerhalb von 28 Tagen sollten die Anträge dann bearbeitet und die Menschen nach anerkanntem

Asyl anschließend auf andere EU-Mitgliedstaaten verteilt werden. Um diesen Prozess zu beschleunigen, schickte das *Europäische Unterstützungsbüro für Asylfragen* (EASO) eigene Mitarbeiter auf die Ägäischen Inseln, auch aus dem deutschen Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Trotzdem blieben die Asylanträge schon wenige Wochen später unbearbeitet auf den Schreibtischen überforderter europäischer und griechischer Beamt:innen liegen, für die der Ausnahmezustand zum Normalzustand wurde. Es fehlte an Übersetzer:innen, allgemeiner Expertise und einer gemeinsamen humanitären Koordination. Einreiseländer wie Griechenland fühlten sich weiter von der EU im Stich gelassen. Im Oktober 2018 lief der bislang einzige Umverteilungsmechanismus in Europa für Griechenland aus. Dadurch konnten zwar ca. 22 000 Menschen in EU-Staaten weiterreisen, doch der Rest steckte danach auf den Inseln fest. Bis heute ringen die EU-Länder um einen neuen Umverteilungsplan – zuletzt im EU-Migrationspakt, der festlegte, dass Länder, die Geflüchtete, die in anderen Mitgliedstaaten gelandet waren, aufnehmen, finanziell entlohnt werden sollen. Und noch immer gibt es keine Einigung, die den Namen verdient hätte. Im Gegenteil.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)